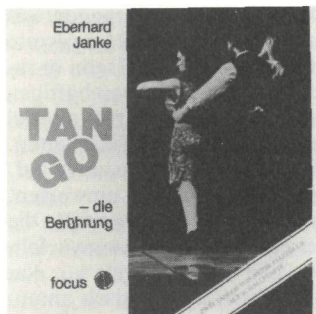




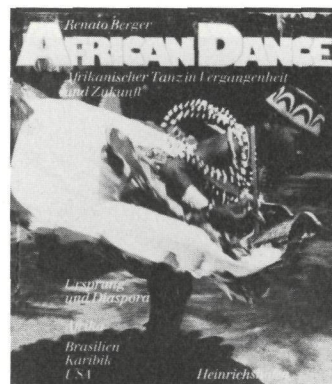
Eberhard Janke: Tango – die Berührung.

Focus Verlag,
Gießen 1984,
147 S., zahlr. Fotos,
Begleitplatte, 22 DM

■ Sie rollt immer noch, die Tangowelle. Obgleich möglicherweise einige inzwischen dazu übergegangen sind, sich den Flamencoschuh überzustreifen. Auch so eine Mode, die sich eine Ausdrucksform zum Gegenstand gewählt hat, die sich von ihrer Entstehung her eigentlich jeder Mode entzieht. Freilich zeitigt solche ungeplante Popularität auch ihre positiven Nebenwirkungen. Platten kommen plötzlich auf den Markt, denen der Interessent sonst umständlich im Ausland hinterherjagen mußte. Literatur erscheint zum Thema. Den Tango betreffend sogar beispielhaft fundierte Bücher, Dieter Reichardts „Tango, Verweigerung und Trauer“ etwa, oder die opulente, vom Berliner Künstlerhaus Bethanien herausgegebene Anthologie „Tango – Melancholie der Vorstadt“. In Text und Bild kann sich da der Leser umfassend informieren.

Wer nicht so sehr in Details gehen möchte, dem sei das kürzlich erschienene Bändchen von Eberhard Janke mit dem Titel „Tango – die Berührung“ empfohlen. Zur Einstimmung gibt es eine Schallplatte mit zwei Live-Mitschnitten aus einem Wiener Konzert des Tangokönigs Astor Piazzolla als Beigabe. Janke nähert sich dem Tango erst einmal etymologisch: tango, tangere: berühren, trifft so den Kern eines Lebensgefühls, das diese Musik ausdrückt und vermittelt. Selbstverständlich geht der Autor auf die historischen Wurzeln des Tango ein, setzt sich

aber hauptsächlich mit dem Phänomen Tango-Welle und seinen Ursachen auseinander, zeigt, wie diese Musik auf verschlungenen Pfaden von Europa und den Staaten wieder in ihre Ursprungsländer Argentinien und Uruguay zurückfand. Er erläutert vor allem den wechselseitigen Einfluß von Tango und Jazz in den vergangenen Jahrzehnten, der schließlich eine perfekte lebendige Symbiose bewirkte. Discographie und Bibliographie, um Vollständigkeit bemüht, beschließen Jankes kenntnisreich und lebhaft formulierte Ausführungen. Nach der Lektüre weiß man wieder ein bißchen mehr. *Eva-Elisabeth Fischer*



Renato Berger: African Dance.

Heinrichshofen's Verlag,
Wilhelmshaven 1984,
248 S., zahlr. Abb., 58 DM

■ Die Photos in diesem bei Heinrichshofen erschienenen Band sind gut. Außerdem ist es gewiss ehrenhaft, daß sich der Schriftsteller und Dozent für afrikanische Kultur, Renato Berger, mit so viel Parteilichkeit für Tanzformen einsetzt, die wir hier nur in verwässerten Mischformen kennen. Genauso nett ist es vom Autor, zu versuchen, Frauenehre wiederherzustellen. Etwa die von Josephine Baker, die doch tatsächlich aus Geldnöten gezwungen war, sich im Bananentröckchen bauchkreisend vor dem Publikum auszustellen. Renato Berger geht mit allem, was Amalgam aus afrikanischem Tanz und westlichen Stilrichtungen ist, recht harsch um. Er plädiert rigoros für die Reinheit von ethnischen Tän-

zen aus Afrika, Brasilien, der Karibik und den USA. Dabei erklärt er bildhaft Ursprünge und Formen ethnologischer Tänze, die man ihm einfach glauben muß, hat man sich selbst nicht ausführlich mit dieser Sparte Tanz beschäftigt. Was den westlichen Bühnentanz betrifft, kommt Berger allerdings zu seltsamen bis ärgerlichen, stets apodiktischen Urteilen. Merce Cunninghams Choreographien bewertet er gar als „ausgefeilte Artistik und Kuriosum“, weil Cunningham, einer der größten Neuerer des Tanzes in unserem Jahrhundert, seine ganz subjektiven Erfahrungen mit dem Zen-Buddhismus ebenso persönlich in den Tanz einfließen ließ. Berger gelingen auch interessante Neuschöpfungen. Er spricht von „israelitischem Tanz“. Meint er damit, falls es so was überhaupt gibt, israelischen Tanz, also Tanz aus Israel? Und ist es bei einem so jungen Land wie Israel, einem bunten Völkergemisch, das noch gar

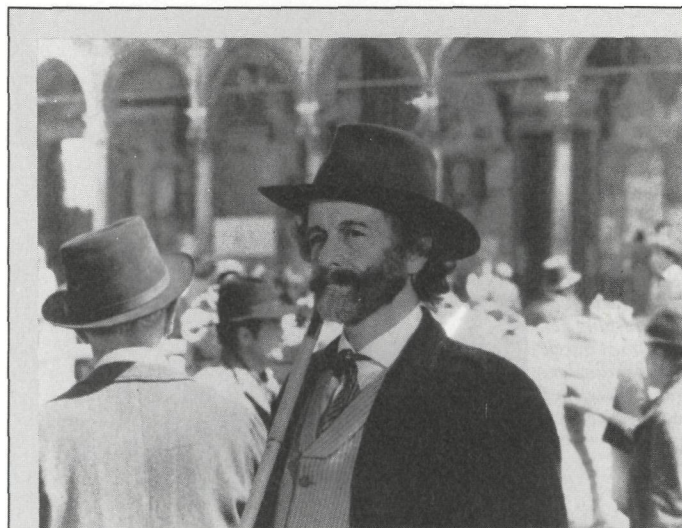
keine eigene Volkskunst entwickeln konnte, wichtig, zu werten, ob die dort getanzten jemenitischen oder chassidischen Tänze nun Folklore oder Ethno Dance sind? Der Autor gibt sich in seinen Begriffsverwirrungen eben gerne päpstlich. Doch nicht nur deshalb ist sein Buch über „African Dance“ mit Vorsicht zu genießen.

Eva-Elisabeth Fischer

Viktor Redtenbacher: Zwischen Pauke und Taktstock. Erfahrungen und Ratschläge eines Konzertmeisters.

Atlantis Musikbuch-Verlag,
Zürich 1984,
224 S., zahlr. Notenbeispiele,
34 DM

■ Der Verfasser, Jahrgang 1920, ist ein alter „Orchesterhase“, er wirkte jahrelang als Konzertmeister bei verschiede-



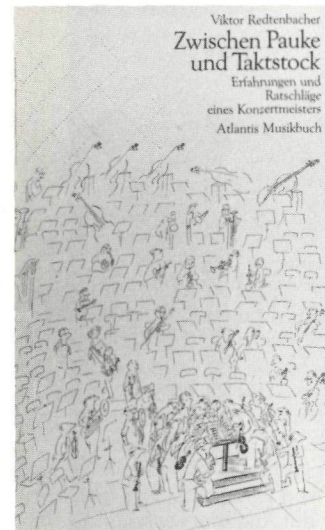
Eine italienische Legende – Giuseppe Verdi

Am 17. Juni starteten WDR und BR im Ersten Deutschen Fernsehen einen achtteiligen Fernsehfilm, der in Italien ein „Straßenfeger“ war und in den USA mit dem ETMA-Award für die beste Regie ausgezeichnet wurde: „Eine italienische Legende – Giuseppe Verdi“. Die Regie bei dieser Serie führte der 72jährige Italiener Renato Castellani, einst einer der wichtigsten Vertreter des Neorealismus und heute ein vielge-

fragter Fernsehregisseur. Seine fünfteilige Biographie über Leonardo da Vinci wurde weltweit ausgestrahlt.

„Eine italienische Legende“ entstand nach jahrelanger intensiver Vorarbeit in 70 Wochen, nämlich von Juli 1979 bis August 1981, in Italien, Großbritannien und in der UdSSR vornehmlich an Originalschauplätzen. Castellani wollte nicht schlechthin einen biographischen Film über Verdi und sein

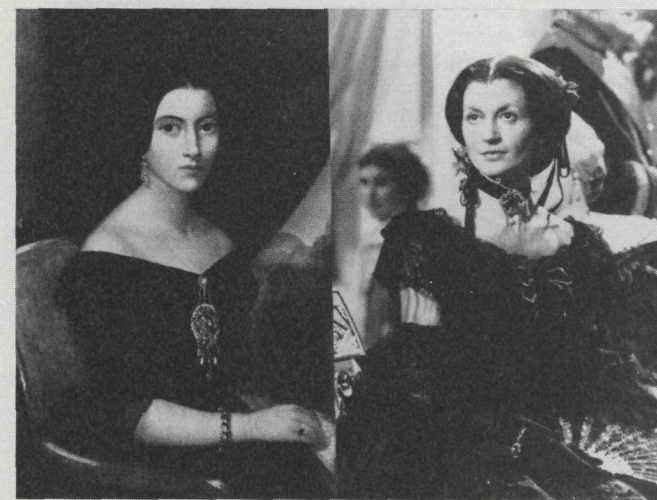
nen österreichischen Orchestern, ist außerdem Jurist und Schriftsteller. Sein neuestes Buch gehört nicht in die Kategorie der Schnurren-Sammlungen oder der Erlebnisberichte, nach dem Motto „So sah ich...“, obwohl sowohl das Anekdotische als auch das Per-



sönliche darin nicht zu kurz kommen.

Redtenbacher will dem Leser einen Begriff vom „Innenleben“ eines Konzert- oder Opernorchesters geben, er gewährt ihm einen minutiösen Einblick in diese geheimnisvolle und komplizierte Welt, die sich wie ein Uhrwerk aus einer Vielfalt von Präzisions-Details zusammensetzt. Die unzähligen Kniffe und Tricks, deren sich die Musiker bedienen, die Rettungsversuche in bangen Momenten, die Höchstleistungen von Konzentration, die Tücken mit dem Notenpapier, mit dem Notenbild (vor allem bei zeitgenössischer Musik) – alle diese Dinge, die dem Laien zumeist verborgen bleiben, führt der Autor in bilderreicher, angenehmer erklärender und überdies humorvoller Art und Weise vor.

Nach der Lektüre von Redtenbachers Buch wird man an die Beobachtung eines Orchesters mit anderen Augen und Ohren herangehen. *Clemens Höslinger*



Werk drehen, sondern darüber hinaus ein Bild von der italienischen Geschichte des 19. Jahrhunderts entwerfen, jener Zeit also, in der Italien über eine Reihe von Revolutionen und Freiheitskämpfen zu einer geeinten Nation zusammenfand.

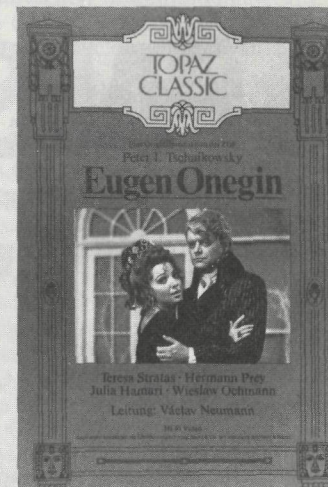
*Zu unseren Fotos: In nicht weniger als 14 verschiedenen Masken ist der englische Bühnenschau-
spieler Ronald Pickup in der Rolle*

Verdis zu sehen. Die italienische Primaballerina Carla Fracci spielt Giuseppina Strepponi, die berühmte Sopranistin und Verdis zweite Frau.

Die Dreharbeiten fanden hauptsächlich in Cremona statt, wo im Teatro Ponchielli der Innenraum der Mailänder Scala rekonstruiert wurde, wie er im vorigen Jahrhundert aussah.

ARD-Pressedienst

WIDEOKRITIK



EUGEN ONEGIN

Oper von Peter I. Tschaikowsky. Hermann Prey (Onegin), Teresa Stratas (Tatjana), Wieslaw Ochman (Lenski), Peter Lager (Gremmin), Karl Michael Vogler (Sprecher, Erzähler) u.a., Chor und Orchester des Bayer. Rundfunks, Václav Neumann. Bühnenbild: Gerd Krauss, Kostüme: Charlotte Flemming, Regie: Václav Kaslík. ZDF/Bavaria Atelier 1972.

Topaz Classic TCO 104
Kaufkassette mit Opernbuch,
HiFi-Stereo, 105 Min., 198 DM

■ Diese Inszenierung stellt eine grundsätzliche Alternative zu den übrigen Produktionen im Topaz-Angebot dar. Es handelt sich um die ZDF-Produktion des Jahres 1972, kein Aufführungsmitschnitt, sondern „Filmoper“ (W. Tichy von Topaz). Dies bringt Vor- und Nachteile. Deutlichster Minuspunkt: das sehr schlecht ausgeführte Playback. Gerade Hermann Prey hat in seinen eigenen Shows vorgeführt, wie dieser sog. „Produktionszwang“ weitgehend überwunden werden kann: durch engagiertes Mitsingen zur eingespielten Tonkonserve während der Bildaufzeichnung. Doch alle Protagonisten, auch er, verfallen hier in emotionsloses Gimmie – obwohl es um schwärmerische Liebe, Beleidigung und tödliches Duell, letztlich um Lebensglück geht.

Das gilt auch für Tatjanas Briefszene, in der Teresa Stratas die mitreißende Emphase der Komposition weder sängerdarstellerisch noch stimm-dramatisch umsetzt. Ihr und Wieslaw Ochmanns Deutsch ist angesichts ihrer Stargagen und in einer deutschen Produktion katastrophal. Mehrmals entsteht der Eindruck, sie hätten ihre Partien nur phonetisch gelernt. Das übrige Ensemble besitzt gutes Niveau. Doch Václav Neumann hätte sie alle stärker fordern müssen. So klingt nur das Orchester gelegentlich engagiert. Das Rezensionsexemplar hatte Klirrstellen.

Eindeutiger Pluspunkt der Produktion ist die dramaturgische Hinzunahme und Einfügung eines Erzählers, ist die Hereinnahme von Puschkins Versroman. Karl Michael Vogler blättert das Buch auf, und die alten Vignetten beleben sich zu den Sze-

nen der Opernhandlung; oftmals bleibt der Rahmen sichtbar, so daß der Blick auf eine Handlung gleichfalls bewußt bleibt. Dies und die ausgewählten Textstellen ergänzen und vertiefen die Szenen; der Zuschauer wird zum distanzierten Betrachter. Onegin und Tatjana, Lenski, Gremj – alle werden als „Fälle“ in einer Standesgesellschaft mit rigiden Konventionen gezeigt. Sentimentale Gefühle und „Platzmieter-Taschentuch-Geschluchz“ sind nicht möglich. Speziell die Spiegeleffekte in den Ball-Bildern verstärken die leere Oberflächlichkeit dieses Gesellschaftslebens. Regisseur Kaslik setzt zusätzlich überzeugende Blenden, Kameraperspektiven und Schnitte ein. Doch leider eben bleiben die Sängergesichter maskenhaft unengagiert. Das Beibüchlein bringt zwar den kompletten Text, doch auf den übrigen Seiten allzu Dünnes. Auch hier sollte man mehr Gewicht auf Qualität legen. *Wolf-Dieter Peter*

VIDEOGRAMM
EUGEN ONEGIN

	VHS ■	Beta ■	2000
Klangbild	■	■	■
Bild-/Farbqualität	■	■	■
Fertigung	■	■	■
Ausstattung	■	■	■
Künstlerische Qualität	■	■	■
	mäßig	gut	sehr gut